

Predigt zum Sonntag Quasimodogeniti

Der Herr segne unser Reden und unser Hören
durch seinen Heiligen Geist.
Amen.

Liebe Gemeinde!

Das Predigtwort zum Sonntag Quasimodogeniti
steht im Johannesevangelium, Kapitel 20, Vers 19 bis 29:

Am Abend aber dieses ersten Tages der Woche, als die Jünger versammelt und die Türen verschlossen waren aus Furcht vor den Juden, kam Jesus und trat mitten unter sie und spricht zu ihnen: Friede sei mit euch! Und als er das gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und seine Seite. Da wurden die Jünger froh, dass sie den Herrn sahen. Da sprach Jesus abermals zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Und als er das gesagt hatte, blies er sie an und spricht zu ihnen: Nehmt hin den heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden erlasst, denen sind sie erlassen; und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.

Thomas aber, der Zwilling genannt wird, einer der Zwölf, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Da sagten die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sprach zu ihnen: Wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe und meinen Finger in die Nägelmale lege und meine Hand in seine Seite lege, kann ich's nicht glauben.

Und nach acht Tagen waren seine Jünger abermals drinnen versammelt, und Thomas war bei ihnen. Kommt Jesus, als die Türen verschlossen waren, und tritt mitten unter sie und spricht: Friede sei mit euch! Danach spricht er zu Thomas: Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Spricht Jesus zu ihm: Weil du mich gesehen hast, Thomas, darum glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!

Amen.

Liebe Gemeinde!

Ob der Jünger Thomas seine Finger in die Wunden des auferstandenen Jesus von Nazareth gelegt hat? Konnte er seinen Augen trauen? Und was ist bewiesen, wenn wir etwas „gesehen“ haben? Bei diesen Fragen handelt es sich nicht um Spitzfindigkeiten. Es sind Fragen, die geradezu wesentlich sind in Bezug auf unseren christlichen Glauben, denn frohe Botschaften verstehen sich nicht von selbst. Auch in den neutestamentlichen Evangelien ist der Zweifel geradezu aktenkundig. In Jesu Jünger Thomas gewinnt er sogar eine eigene Gestalt.

Gegen Ende seines langen Lebens wurde der Philosoph und Mathematiker Bertrand Russell, der mehr als nur ein Zweifler war, gefragt, wie er sich denn rechtfertigen würde, falls er nach seinem Tode, entgegen seiner Erwartung, sich vor dem Throne Gottes wiederfinden sollte. Wie würde er auf des Höchsten Frage reagieren, warum er an ihn nicht geglaubt habe. Er, so Bertrand Russell, würde sagen: „Nicht genug Beweise, Gott – nicht genug Beweise.“ Für den Philosophen und Mathematiker Bertrand Russell ist ein Beweis, die fehlerfreie Herleitung einer richtigen beziehungsweise einer unrichtigen Aussage.

Und das gilt nicht nur für ihn, sondern generell und für alle Wissenschaften. Wissenschaften sind sehr sinnvoll und nützlich. Der Erwerb von Wissen durch Forschung erleichtert den Menschen das Leben in allen Bereichen ganz enorm und führt stetig zu neuen Erkenntnissen.

Der Mensch neigt allerdings dazu, für alles überzeugend wirkende Beweise einzufordern. Etwas wird nur dann akzeptiert, wenn es niet- und nagelfeste Beweise dazu gibt. Ganz egal, ob diese Beweise von Zeit zu Zeit durch andere Experimente in den Wissenschaften, gar nicht so selten, schnell widerlegt werden. Der Mensch wird mit Beweisen und zunehmend auch mit Statistiken beruhigt, die er meint zu verstehen. Auch wenn er sie tatsächlich nicht verstehen kann, nimmt er sie meistens als selbstverständlich hin und gilt dann als „wissend“.

Woher weiß ich jedoch, ob ich etwas weiß? Weiß ich es, weil ich es in einem Wissenschaftsmagazin gelesen habe, weiß ich es, weil mir jemand davon erzählt hat? Oder weiß ich es, weil mir etwas passiert ist, in dessen Geschehnis ich eine Erfahrung gemacht habe, die ich nun für die Realität halte? Real ist etwas, das keine Illusion ist und nicht von meinen Wünschen, meinen Ansichten abhängig ist oder nur weil ich etwas gesehen habe.

Zu Beginn haben wir uns gefragt: Konnte der Jünger Thomas seinen Augen trauen? Und was ist bewiesen, wenn wir etwas „gesehen“ haben? Ist das, was wir sehen oder hören immer real? Können wir uns auf unsere Sinne stets verlassen? Oder lassen sich unsere Sinne täuschen? Sind wir mit unseren Vorstellungen nah dran an der Realität und damit an der eigentlichen Wahrheit? Wäre es vielleicht besser, unserem Verstand nicht in jedem Fall zu viel Glauben zu schenken?

Thomas sagt: „Wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe und meinen Finger in die Nägelmale lege und meine Hand in seine Seite lege, kann ich's nicht glauben.“ Thomas will mit eigenen Augen sehen, mit den eigenen Händen tasten.

Die Augen sollen sinnbildlich betrachtet der Spiegel unserer Seele sein. Aber hier geht es nicht darum, was man im Auge alles sehen könnte, sondern was man mit dem Auge tatsächlich sehen kann. Wir meinen in unserem Blickfeld alles zu sehen, sehen aber nur einen Ausschnitt der uns umgebenden Welt. In Wahrheit errechnet unser Gehirn die seiner Auffassung nach passenden Ergänzungen und sorgt so dafür, dass wir vieles erkennen, auch wenn wir nicht alles sehen können, was vor uns geschieht. Und das ist im Vergleich zu dem, was wir meinen zu erkennen, sehr wenig.

In adäquater Weise lässt sich insgesamt sagen: Mit unseren Sinnen nehmen wir nur eine begrenzte Anzahl an Informationen auf. Damit bleibt von einer Realität, wie wir sie uns oft in dieser Welt vorstellen, nur wenig übrig. Eine allgemeingültige Realität würde Allwissenheit voraussetzen. Und das können wir nun wirklich nicht von einem Menschen erwarten, dessen Speicherkapazitäten ohne jeden Zweifel begrenzt sind.

Wenn wir also das eben Ausgeführte berücksichtigen, ergibt sich womöglich ein differenzierterer Blick auf die Geschichte mit dem Jünger Thomas. Dann lässt sich diese auch anders lese als unter dem Stichwort des „Zweifels“ und „Unglaubens“, denn nicht nur Nichtsehen führt oft zu Ungewissheit, auch Sehen nicht immer zu Gewissheit. Zwar erscheint Jesus den Jüngern, aber Thomas war nicht bei ihnen, als Jesus kam. „Wir haben den Herrn gesehen.“, sagen sie Thomas, als er wieder zugegen ist. Was Thomas darauf erwidert ist eigentlich empörend: „Wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe und meinen Finger in die Nägelmale lege und meine Hand in seine Seite lege, kann ich's nicht glauben.“

Thomas möchte nicht leichtfertig die Botschaft von der Begegnung mit dem gekreuzigten Herrn übernehmen, sondern sucht Vergewisserung. Nur scheinbar verlangt er mehr als das, was ja bereits den anderen Jüngern zu Teil wurde. Seine Forderung nach Berührung von Wundmalen und der Seite Jesu geht allerdings über die erste Erscheinung hinaus, da die anderen Jünger die Wundmale Jesu nur gesehen haben. Thomas glaubt nicht nur den Worten der anderen Jünger nicht, er scheint darüber hinaus auch seinen eigenen Augen nicht trauen zu wollen. Er will zusätzlich tasten und fühlen, er braucht im wahrsten Sinne des Wortes handgreifliche Gewissheit.

Das mag in Anbetracht der verheißenen Auferstehung verständlich sein. Im ersten Brief an die Korinther hat Paulus so knapp wie eindringlich formuliert, was geradezu grundlegend ist in Bezug auf unseren christlichen Glauben: „Wenn es keine Auferstehung der Toten gibt, dann ist auch Christus nicht auferweckt worden. Ist aber Christus nicht auferweckt worden, so ist unsere Verkündigung leer, leer auch euer Glaube.“

Trotz allem wirkt Thomas' Forderung nach Berührung der Wundmale wie eine obszöne Provokation. Dennoch, Jesus erscheint und sagt: „Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!“ Und was tut der also Aufgeforderte?

Er tut nichts. Warum tut er nicht, was zu tun er noch drei Verse zuvor begehrt hat und was Jesus ihm nun gewähren will? Oder hat Thomas den Finger gerade nicht in die Wunden gelegt, weil es nach jüdischen Reinheitsvorschriften verboten und obendrein doch abstoßend gewesen wäre; weil ihn die Erscheinung Jesu, weil ihn der vertraute Friedensgruß, „Friede sei mit euch!“ das persönliche Angesprochenwerden und das nachsichtige Eingehen auf seine überhebliche Forderung längst überwältigt hatte?

„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“ sagt Jesus zu Thomas. Der Glaube bleibt also ein Wagnis zwischen unerreichbarer Sicherheit mit allen möglichen Beweisen und geschenkter Glaubensgewissheit. Die Antwort Jesu: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“, muss aber auch nicht als Tadel des Thomas gelesen werden. Als Osterzeuge, als Zeitzeuge beruht sein Glaube, wie auch der der anderen Jünger, selbstverständlich auf dem Sehen. Dies ist eine Feststellung, kein Vorwurf.

Anders die Situation der später Glaubenden. Sie haben keine Ostererscheinung, sind keine Zeitzeugen mehr. Die nicht mehr sehen und doch glauben, die Nachgeborenen, sollen glauben und nicht mit ihren begrenzten menschlichen Sinnen nach Beweisen suchen, mit denen sich nicht einmal die irdische Realität durch Sehen, durch Tasten wirklich erfassen können. Sie können aber trotzdem zum Glauben kommen und sind deshalb selig zu preisen. Vor allem um dies zu betonen, wird die Geschichte von Thomas erzählt, nicht um den Glauben zu kritisieren, der auf dem Sehen gründet.

Wie wir gehört haben, entspricht Jesus der Forderung des Thomas nach dem Sehen und Berühren der Wundmale. Ohne auch hier Thomas einen Vorwurf zu machen, wird ihm die Vergewisserung angeboten, nach der er verlangt hatte: „Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite ...“ Erst nach diesem Angebot erfolgt die Aufforderung, nicht ungläubig zu sein, sondern gläubig.

Thomas wird also für seine Bedingung „Wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe und meinen Finger in die Nägelmale lege ...“ nicht kritisiert. Diese wird vielmehr ernstgenommen als eine Station auf dem Weg zum Glauben, zu dem der Auferstandene den Jünger führen will. Und der ruft aus: „Mein Herr und mein Gott!“ „Thomas sieht einen Menschen und er bekennt einen Gott“ hat Augustinus über diese Szene gesagt. So ist es eigentlich Thomas, der von den Figuren des Johannesevangeliums das ausdrückteste Bekenntnis überhaupt spricht: „Mein Herr und mein Gott!“

Und er Friede Gottes,
der höher ist, als alle menschliche Vernunft,
und alles menschliche Wissen,
bewahre unsere Herzen und Sinne
in Christus Jesus.

Amen.